

PETER GLOTZ

Von der Zeitungs- über die Publizistik- zur Kommunikationswissenschaft

Der Titel dieses Beitrages könnte als Weg von der Dunkelheit zum Licht mißverstanden werden; ich sage warnend: So ist er nicht gemeint. Der Schweizer Fachkollege Ulrich Saxer hat die unterschiedlichen Arten, wie man die Wissenschaftsgeschichte einer bestimmten Disziplin betreiben kann, so charakterisiert: Sie könne, sagt er, »bekanntlich sehr verschieden geschrieben werden: als Abfolge von Siegen und Durchbrüchen oder immerhin als Akkumulationsprozeß in stolzer Rückschau an Jubiläen etwa, oder, sachlicher, zum Beispiel als Auf- und Niedergang von Paradigmen anlässlich der Durchsetzung eines neuen; oder aber auch, wie es hier geschehen soll, grundsätzlich problematisierend und auf diese Weise Konstanten beziehungsweise konstituierende Probleme einer Disziplin herausarbeitend«.¹ Obwohl sich also bei Jubiläen – und dies hier ist heute ein Jubiläum – die »stolze Rückschau« anbietet, entscheide ich mich für die sachliche Beschreibung von Paradigmenwechseln. Das Fach, über das wir hier sprechen, ist heute, was die Zahl der Fachvertreter und der Institute betrifft, größer denn je. Es hat auch seine Reputation in der Scientific Community verbessert, und die Produkte, also die Forschungsarbeiten, werden vielerorts problemlos und selbstverständlich genutzt; so wie die Studien der Soziologie oder der Betriebswirtschaft auch – um zwei andere, früher umstrittene Fächer zu nennen. Das kann allerdings nicht heißen, daß die Disziplin sich zweifelsfrei etabliert habe. Die Zeiten, in denen Ferdinand Tönnies die Zeitungswissenschaft spöttisch als Enten- oder Hühnerwissenschaft bezeichnet hat, sind vorbei. Aber noch immer brechen gelegentlich Selbstverständnis-Diskussionen los, die so grundsätzlich sind, daß die Vertreter konsolidierter Disziplinen darüber verwundert (und gelegentlich mit einem feinen Anflug von Hochmut) den Kopf schütteln.

Dabei kann überhaupt kein Zweifel sein, daß der gesellschaftliche Bedarf nach einer selbstsicheren und gut organisierten Kommunikationswissenschaft unbestritten ist. Der Zweifel, der einem Altertumswissenschaftler, einem Mediävisten oder einem Rechtshistoriker zuweilen begegnen mag – ob seine Forschungen über entlegene Gegenstände und längst ausgestorbene Kulturen eigentlich irgend jemandem nutzen –, kann dem Kommunikationswissenschaftler nicht entgegengehalten werden. Diese Gesellschaft braucht unbezweifelbar einen wissenschaftlichen Beitrag zu einer vernünftigen Journalistenausbildung; sie fragt nach kommunikationspolitischer Beratung über Kabelpilotprojekte, die Rechtsformen von Medien oder die Diffusion bestimmter Botschaften.

Es gibt große Konzerne, die höchlichst an einer ausgebauten Massenkulturforschung interessiert wären, und staatliche Behörden, für die die Ergebnisse der Kommunikatorforschung oder exakte medienstatistische Erhebungen lebenswichtig sind. Dies aber heißt: Die Institute des Faches, über das wir sprechen, sind keineswegs weltferne Beobachtungsstationen, sondern durchaus wirkungskräftige soziale Institutionen. Der geistige, politische, atmosphärische Einfluß, den das alte Zeitungswissenschaftliche Institut der Münchner Universität unter Karl d'Estes und Hanns Braun und das Kommunikationswissenschaftliche Institut unter Otto B. Roegele und seinen Nachfolgern auf Journalisten,

Verleger, Demoskopen, die Leiter von Pressestellen oder Public Relations-Manager ausgeübt hat, ist erheblich. Die prominenten Protagonisten der gesellschaftlichen Kommunikation, die dieses Institut durchlaufen haben, mögen zwar über die Bedeutung, die diese Ausbildung für ihr Leben hatte, ganz unterschiedliche Auskünfte geben, und mancher dürfte die Behauptung aufstellen, er habe auf den Faschingsfesten des Instituts mehr gelernt als in den Vorlesungen. Allemal aber üben Forschung und Lehre in solch einem Institut auf einem komplizierten osmotischen Weg tiefgehende Wirkungen aus. Wir reden nicht über die Glaubenskämpfe einer kleinen Sekte, wie es manchmal scheinen mag, sondern über die Selbstverständigungsprobleme einer Disziplin, die einen großen Teil der Reflektions- und Wissenselite einer Gesellschaft durch ihre Studienpläne zieht.

Deshalb ist es von Bedeutung, daß das Fach auch in seiner heutigen Ausprägung, als Kommunikationswissenschaft, nach wie vor auf ernste Selbstzweifel trifft. Mit der Wandlung zur Kommunikationswissenschaft habe die Publizistikwissenschaft, so Franz Ronneberger 1978, »ihren Gegenstandsbereich über das zu bewältigende Maß hinaus ausgedehnt und muß um ihre Glaubwürdigkeit als Fachdisziplin besorgt sein«. Ronneberger fürchtet eine »Vernachlässigung der theoretischen Anstrengungen zu Ermittlung eines spezifischen Gegenstandsbereichs, der von den Nachbarwissenschaften nicht abgedeckt werden kann«. ² Ulrich Saxer urteilt noch härter. Die terminologische Entgrenzung des Disziplin zur Kommunikationswissenschaft sei »Etikettenschwindel oder ist zumindest höchst unpräzise und formuliert bestenfalls eine illusionäre Wissenschaftsprogrammatik«. ³ Stecken wir also in der gleichen »Krise« wie in den späten zwanziger oder den sechziger Jahren?

Der Grund solcher Selbstzweifel liegt weniger in der Angst, man könne auf die Anforderungen der Gesellschaft an Lehre und Forschung nicht adäquat regieren. Kein Zweifel, daß mancher Diplom-Studiengang noch stärker mit den Anforderungen der publizistischen Praxis vermittelt werden müßte, und sicherlich gibt es Forschungsfelder, die Wirkungsforschung zum Beispiel, bei denen sich die Medien, die Politik oder die pädagogischen Institutionen weiterreichende Erklärungsansätze erhoffen. Die Selbstverständnis-Debatte rührt aber nicht aus solch praktischen Defiziten her, sondern aus der (durchaus) begründeten Unsicherheit, ob denn die Kommunikationswissenschaft ihr Einheitsparadigma, ihr eigentliches Objekt schon gefunden hat. Eines ist klar: Eine wissenschaftliche Disziplin definiert sich nicht vor allem durch ihr »Materialobjekt«, also zum Beispiel die Massenmedien, sondern sie braucht, wie sowohl Ulrich Saxer als auch Hans Wagner, großen Vorbildern folgend, dargelegt haben, ein »Formalobjekt«. Sie braucht, in den Worten von Manfred Rühl, eine »spezifische Auswahl von Problemstellungen, -behandlungen und -lösungen«. ⁴ Sie benötigt eine eigene »Sichtweise«, eine besondere Blickrichtung auf das Material, und über diese besteht immer noch erhebliche Unklarheit.

Man muß sich klarmachen, daß man eine Wissenschaft nicht vom pragmatischen Gegenstand her konstruieren kann. Die alte »Summenformel der publizistischen Medien« ⁵, die Hans Traub schon 1933 entwarf, führt zu falschen Ergebnissen. Eine selbständige Wissenschaft ergibt sich nicht durch eine reine Summation der Gegenstände; deshalb ist die Rede von der »Ausweitung« der Zeitungswissenschaft zur Publizistik- oder der Publizistik- zur Kommunikationswissenschaft immer falsch. Ein solches Vorgehen wäre vergleichbar mit dem Versuch, Anthropologie, Philosophie, Medizin und ein Dutzend weiterer Wissenschaften zu einer »Menschenwissenschaft« zusammenzufassen und diese dann mit der unbestreitbaren Wichtigkeit der Erforschung des »Menschen« zu begründen.

Wie unergiebig ein derartiger Versuch ist, wußte schon Bolzano, von dem auch das Beispiel stammt. Er sagt: »Welche ungeschickte Zusammenstellung wäre es nicht in der Tat, wenn wir die Wahrheit nur nach den Gegenständen, von welchen sie handelt, in einzelne Wissenschaften verteilen wollten. Wie müßten dann nicht oft die verschiedenartigsten Wahrheiten, die niemand beieinander sucht, deren die eine auch im geringsten nicht zur Erläuterung der anderen beitragen kann, in eine Wissenschaft vereinigt werden, bloß weil sie von einerlei Gegenstand handeln. Man denke nur an die verschiedenen physikalischen, politischen, historischen Wahrheiten, deren Gegenstand der Mensch ist.«⁶ Was für den Menschen gilt, gilt genauso für die »Medien«. In den Worten des bedeutenden jüdischen Zeitungsforschers Otto Groth, der mit dem Münchner Institut in vielfacher Verbindung stand: »Der Forscher muß sich für eine spezifische Betrachtungsweise entscheiden, in der er die Erscheinungen sehen will, muß wählen, welche Seite dieser ihm wichtig ist, was er dementsprechend an ihnen herausheben, was er weglassen muß.«⁷ Genau um diese »spezifische Betrachtungsweise« geht nach wie vor die Diskussion.

Der alten »Zeitungskunde« aus den ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts fehlte sie selbstredend; sie erhob ja auch keinen Anspruch, als eigenständige Wissenschaft aufzutreten, sondern sammelte Erkenntnisse über die Materialobjekte Zeitung und Zeitschrift. Schon anders die Zeitungswissenschaft der zwanziger Jahre, vor allem in ihrer Münchner Ausprägung. Karl d'Estér konzentrierte sich zwar in seinen Forschungen voll und ganz auf Zeitung und Zeitschrift; er sah aber schon 1928 in seinem Buch »Zeitungswesen«, daß es »Vorstufen« des Zeitungswesens gegeben hat, die ganz ähnliche Funktionen wie die Zeitung erfüllten. So sprach er von »gesprochenen Zeitungen«, »geschriebenen Zeitungen« und »Bildzeitungen«⁸ und machte damit deutlich, daß er zumindest tastend nach einem Formalobjekt seiner Wissenschaft suchte und sich nicht nur am Materialobjekt Zeitung und Zeitschrift festklammerte. Die Publizistik fand schließlich ein Formalobjekt, allerdings ein überaus zweifelhaftes. Publizistik war nach Emil Dovifat »jede öffentlich bedingte und öffentlich bewirkte Unterrichtung und Leitung, die mit Gesinnungskräften durch Überzeugung zu Tun und Handeln führt.«⁹ Damit wurde die Disziplin auf die intentional-informativische und meinungslenkende Ansprache konzentriert; sie wurde sozusagen zur Propaganda-Wissenschaft – und damit totalitären Ideologien dienstbar, auch wenn das Dritte Reich selbst sich der Umbenennung der Institute für Zeitungswissenschaft in Institute für Publizistik aus einer anti-sozialwissenschaftlichen Gesinnung heraus verweigerte. Die Kommunikationswissenschaft schließlich war ein pragmatischer (und, wie ich glaube, wohl auch vernünftiger) Kompromiß. In dem Bestreben, den ideologischen Streit zwischen Publizistik und Zeitungswissenschaft zu schlichten und einen Leitbegriff zu finden, der international akzeptiert war, griff man auf den Kommunikationsbegriff zurück. Dies aber heißt: Wer heute Kommunikationswissenschaft sagt, der kann etwas Richtiges meinen, muß aber nicht. Es gibt Leute, die den Begriff Kommunikationswissenschaft immer noch im Sinne von Summenformeln nutzen, und die spätestens dann in schwere Definitionsprobleme kommen, wenn sie die Kommunikation zwischen Computern oder die von Karl von Frisch erforschte Sprache der Bienen von dem unterscheiden müssen, was sie eigentlich meinen. Es gibt aber durchaus auch Wissenschaftler, die ein Formalobjekt im Auge haben und aus sehr praktischen Gründen diesem Formalobjekt den allerdings sehr generalisierenden Begriff »Kommunikation« voransetzen. Otto B. Roegele dürfte zu diesem Typus des Wissenschaftlers gehört haben, als er in den siebziger Jahren sein

Zeitungswissenschaftliches Institut in ein Institut für Kommunikationswissenschaft umbenannte und den Begriff Zeitungswissenschaft in Klammern, sozusagen als Spezifizierung, dahintersetzte. Überhaupt darf man die große integrierende Leistung dieses zurückhaltenden, aber hoch engagierten Mannes nicht unterschätzen. Sein Pragmatismus, seine Toleranz und seine Seriosität haben das in den sechziger Jahren gefährdete Institut aus prekärer Lage gerettet.

Damit bin ich beim Formalobjekt dieser Disziplin. Im Grunde gibt es heute in der Bundesrepublik Deutschland zwei relevante Definitionsversuche. Die Mehrheit der Kommunikationswissenschaftler dürfte Elisabeth Noelle-Neumann folgen, die den Gegenstand durch zwei Elemente bezeichnet sieht: Öffentlichkeit und Kommunikation.¹⁰ Von daher kommt sie zu dem Ergebnis: »Von der Publizistikwissenschaft wird alle öffentlich gemachte und für die Öffentlichkeit bestimmte Aussage als Gegenstand behandelt, aber nicht alle Kommunikation.«¹¹ Dagegen steht die noch spezifischere, noch weiter eingrenzende Definition der sogenannten »Münchener Schule«, der heute allerdings keineswegs alle Wissenschaftler des Münchner Instituts folgen. Sie definiert den Gegenstand als »soziale Zeitkommunikation« und benutzt damit als zusätzlichen Parameter die Zeit, also die Aktualität, allerdings nicht verstanden als Neuheit, sondern als Zeitbezug. Weil die »Münchener Schule« terminologisch auf den bis ins späte achtzehnte Jahrhundert hinein gebräuchlichen Zeitungsbezug (im Sinne von Mitteilung zur Zeit) zurückgeht, besteht sie auf dem Begriff »Zeitungswissenschaft« und wird so von der Majorität jener Menschen, denen jener alte Zeitungsbezug fremd ist, als Zeitungskunde, als Wissenschaft von der Kulturercheinung »Zeitung« mißverstanden.

Bevor ich zu diesem Streit einige wenige Bemerkungen mache, erlaube ich mir einen Exkurs zu Methodenfragen. Einer der Streitpunkte zwischen Zeitungs- und Publizistikwissenschaft nämlich war in den fünfziger und sechziger Jahren ohne Zweifel auch der Zwiespalt zwischen Geistes- und Sozialwissenschaften und, im Gefolge davon, die Debatte zwischen einer historisch-hermeneutischen und einer empirisch-analytischen Vorgehensweise. Ich habe mein Studium in den späten fünfziger Jahren begonnen an den damals eher als konservativ geltenden Universitäten München und Wien. Meine philosophische Ausbildung stammt von Alois Dempf und Arnold Metzger, die politikwissenschaftliche von Erik Voegelin, die soziologische von Emmerich Francis und Rainer Lepsius. Ich kann mich genau erinnern, wie faszinierend für einen phänomenologisch, geisteswissenschaftlich ausgebildeten Studenten und später für einen jungen Wissenschaftler die empirische amerikanische Sozialwissenschaft wirkte, die wir seinerzeit über das Medium der »Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie« und deren Rezensionsteil in uns aufnahmen. Das Faszinierende war dabei die Erkenntnis, daß empirische, sozusagen ordinäre Entwicklungen große Theorien platzen lassen konnten wie Seifenblasen; daß also ganze Generationen von Germanisten feinsinnige Interpretationen über bestimmte Stilmerkmale des Minnegesangs verfassen konnten, die schließlich obsolet wurden, weil herauskam, daß diese Stilmerkmale vor allem mit der Veränderung des Mäzenatenwesens zu tun hatten, oder daß man durch schlichte Statistik die These, das Fernsehen zerstöre die Lesebereitschaft des Publikums, erschüttern konnte.

Das war, wie gesagt, in den frühen sechziger Jahren. Dann kam die Studentenrevolte und damit eine erneute Welle sogenannter »kritischer« Sozialwissenschaft. Für die Kommunikationsforschung bedeutete dies, daß die Argumente des Kapitels Kulturindustrie aus

Adornos und Horkheimers »Dialektik der Aufklärung« sozusagen täglich vorgebracht wurden; man mußte sich täglich an ihnen abarbeiten. Noch heute vollzieht sich übrigens die Debatte über Massenkultur zuweilen mit den Argumenten, die der in seinem Privatleben durchaus sozialistische Wissenschaftsorganisator Paul Lazarsfeld und der von ihm in Amerika für die Musikabteilung seines Rundfunk-Projekts in Princeton engagierte Theodor W. Adorno Ende der dreißiger Jahre miteinander austauschten. Wir in München entschieden uns damals eindeutig für Lazarsfeld; Franz Dröge und Horst Holzer entschieden sich ebenso eindeutig für Adorno. Was allzu oft auf der Strecke blieb, war bedauerlicherweise penible historische Forschung, wie sie zum Beispiel bei der Zeitschriftengeschichte Joachim Kirchner¹² und Hans-Martin Kirchner betrieben hatten; aber auch deskriptive phänomenologische Studien (ich erinnere an einzelne Arbeiten wie die von Stolzenburg oder Himburg-Krawehl¹³) wurden selten. Methoden-Monismus machte sich breit. Die »klassische« Münchner Zeitungswissenschaft schottete sich erst einmal gegenüber den sozial-statistischen Methoden der Amerikaner ab. Wir glaubten allzu blindlings an sie und schlugen uns im Namen des Positivismus oder des kritischen Rationalismus mit den Marxisten. Daß eine ernstzunehmende Kommunikationswissenschaft durchaus sowohl empirisch-analytisch wie auch historisch-hermeneutisch zu guten und wichtigen Ergebnissen gelangen kann, machten wir uns vielleicht theoretisch klar, im praktischen Handeln aber entschieden wir uns entweder für das eine oder für das andere. Dieser Methoden-Monismus war ein großer Fehler, und ich hoffe, daß ihn die Kommunikationswissenschaft ein für allemal überwunden hat.

Und damit bin ich noch einmal bei der »Münchner Schule der Zeitungswissenschaft« und ihrer Sonderrolle in unserer Disziplin. Die »Münchner Schule« hat einen Versuch gemacht, der schwer durchzuhalten ist: sich selbst gegen den Sprachgebrauch der eigenen Zeit zu definieren. Zwar ist es vollständig richtig, daß der Zeitungs-begriff Kaspar von Stieler oder Robert Prutz' keineswegs nur die Zeitung auf Papier meinte; aber dieser Begriff ist in der Gesellschaft irgendwann zur Zeit Friedrich Schillers verlorengegangen. Als guter Nominalist hätte ich keine Skrupel, den Begriff, wenn es dafür gute Gründe gibt, auch gegen den Sprachgebrauch der Kommunikationsgemeinschaft zu gebrauchen; nur muß man sich fragen, ob das praktisch ist, wenn man nicht die Macht hat, den Sprachgebrauch dieser Kommunikationsgemeinschaft zu ändern. Deswegen ist die maliziöse Bemerkung Dovifats, man werde nicht viel Gemüse verkaufen, wenn man es nur unter dem Begriff »Bohnen« anbieten würde, zwar ungerecht, aber doch treffend. Auch hatte sich die »Münchner Schule« in den frühen sechziger Jahren wahrscheinlich allzu leidenschaftlich auf das schmale Œuvre eines hochbegabten, aber sehr esoterischen Wissenschaftlers, Bernd-Maria Aswerus¹⁴, gestützt. Die zuweilen dunklen Satzperioden, die viel Scheler, viel Weber, viel Gestaltpsychologie und auch ein wenig Theologie mit sich führten, wurden von Hunderten von Studenten zwar zitiert, aber nicht von allen verstanden. So kam es zu einer gewissen Isolierung dieser Schule; das Aswerus-Zitat wurde sozusagen im Knopfloch getragen wie das Abzeichen eines Illuminaten-Ordens. Und gelegentlich eiferte der Orden allzu bissig gegen alle Unaufgeklärten.

Auch mag man darüber streiten, ob Riepl, d'Esther, Braun und Otto Groth wirklich eine »Schule« gebildet hatten. d'Esther war ein leidenschaftlicher, großer Zeitungs-forscher, ein bedeutender Sammler, ein geschickter Organisator, wie die große Ausstellung »Pressa« im Jahre 1928 zeigte; aber eigentlich kein Theoretiker. Riepl und Groth standen zum Institut

in Beziehung, aber sie hatten ihre eigenen Hauptberufe. Groths voluminöses, keineswegs ausgewertetes Werk entstand aus der Arbeit eines ab 1932 aus seinem Beruf verbannten Privatgelehrten. Und Hanns Braun, einem brillanten, hochgebildeten *Homme de lettre*, blieb wenig Zeit, sich im Fach zu etablieren. Blieb die nie zu Ende geführte Arbeit von Aswerus und die große Leistung Heinz Starkullas¹⁵, der – als Kern und Seele des Institutes für Jahrzehnte – nur einen Bruchteil seiner Arbeiten publizierte. Kein Wunder, daß manche bezweifelten, ob hier eine Schule im klassischen Sinne vorläge.¹⁶

Der Denkansatz allerdings erweist sich – und das ist das Beste, was man über eine wissenschaftliche Perspektive sagen kann – als überaus praktisch. Daß er dem klassischen Approach der Publizistikwissenschaft überlegen ist, weil die einseitig-einsinnige, auf Wirkung bedachte Kommunikation ja nur einen Teil des Gesamtphänomens darstellt, dürfte inzwischen unumstritten sein. Aber auch gegenüber dem Denkansatz »öffentliche Kommunikation« gibt es manche Vorteile. Ich kann das nicht vorführen, sondern nur exemplarisch an einem Beispiel andeuten.

Franz Ronneberger nennt die Perspektive »öffentliche Kommunikation« zu Recht »makrokommunikativ«.¹⁷ Es seien die Massenmedien als Großorganisationen, das System dieser immer deutlicher in öffentliche Verantwortung und Verpflichtung hineinwachsenden Gebilde mit ihren Umwelten, den *publica*, die das Fach insbesondere interessieren müßten. Auf einer pragmatischen Ebene kann man das nur bestätigen. Daß man mit diesem Denkansatz aber auch zu irrtümlichen Schlüssen kommen kann, zeigt ein Beispiel aus dem gleichen Aufsatz. Dort steht nämlich der Satz: »Aber wenn der Rundfunksprecher eine Nachricht laut liest, die ich höre, wieso kommuniziere ich dann mit ihm?«¹⁸ An dieser Frage kann man deutlich sehen, daß das Begriffssystem »öffentliche Kommunikation« die kommunikative Wirklichkeit nur teilweise erfaßt.

Denn natürlich ist der Mitteilungsprozeß *formal* einseitig, wenn ein Rundfunksprecher eine Nachricht darbietet, und der Zuhörer allein in seinem Zimmer sitzt und diese zur Kenntnis nimmt. Wenn diese Nachricht aber eine Information enthält, die für den Betroffenen »aktuell« ist, die ihn bewegt, weil sie ihn betrifft, dann beginnt sofort ein Kommunikationsprozeß. Und man kann dann, zum Beispiel in einer Inhaltsanalyse, sehr wohl erfassen, ob die Gesprächsanteile dieses stummen Zuschauers, der dem Sprecher im Rundfunk jedenfalls direkt nicht antworten kann, in der verlesenen Nachricht berücksichtigt waren oder nicht. Das Begriffssystem »soziale Zeitkommunikation« verfolgt den kommunikativen Prozeß also in all seinen Verästelungen in die Gesellschaft hinein, während die Konzentration auf »öffentliche Kommunikation« den Rekurs auf die Kommunikation der einzelnen Menschengruppen sehr viel früher abbricht. Das Ganze der Kommunikation wird man aber nur erfassen, wenn man neben den makrokommunikativen auch mikrokommunikative Prozesse analysiert.

Ich breche diese rudimentären Bemerkungen zur Theorie des Faches hier ab. Man kann sie vielfach umstreiten. Was ich sagen wollte, war nur dies: Das Münchner Institut steuert einen seriösen Anteil auch zur theoretischen Weiterentwicklung des Faches bei. Und vor allem: Man muß sich nicht dämonisch für oder gegen die Münchner Zeitungswissenschaft entscheiden. Für und gegen die hier zur Verfügung gestellten Denkinstrumente gibt es Argumente, die einsichtig und der Debatte in der Scientific Community zugänglich sind.

Im übrigen kann man auch vom Weg dieser Disziplin durch das zwanzigste Jahrhundert nicht sprechen, ohne die Versuchungen und Brutalitäten politischer Zwangssysteme zu

erwähnen. Das Fach nahm einen »neuen Aufschwung im neuen Reich«, wie Karl d'Ester 1934 naiv in einer seiner Schriften schrieb; er war vom Außerordentlichen Professor gerade zum Ordentlichen Professor geworden, seine Disziplin hatte in München den akademischen Status als vollberechtigtes Haupt- und Promotionsfach erhalten, ein Jahr später kam eine Assistentenstelle dazu. Solche Fortschritte gab es auch an anderen Universitäten. Aber man darf nicht vergessen, was Arnulf Kutsch in seiner verdienstvollen Analyse der Emigration deutscher Zeitungswissenschaft genau belegt: »Im dumpfen Milieu solchen neuen Aufschwungs des Faches mag es nicht weiter aufgefallen sein, daß immerhin jeder sechste der ehemaligen Kollegen in die Emigration gegangen war, weil sie ihr Überleben im neuen Reich nicht mehr gesichert sahen.«¹⁹ Zu den Vertriebenen gehörten zum Beispiel Kurt Baschwitz, Kurt Häntzschel²⁰ und Walter Auerbach. Und Otto Groth, lange Münchner Korrespondent der »Frankfurter Zeitung«, wurde entlassen. Das kam seinem Werk zugute; der Wissenschaft, die öffentlichen Diskurs braucht, allerdings nicht. Mit Max Fleischmann, dem Gründer und Direktor des Instituts für Zeitungswesen an der Universität Halle, einem international angesehenen Rechtswissenschaftler, wurde übrigens einer der Fachkollegen hingerichtet. Er, den die Nationalsozialisten schon 1934 in den endgültigen Ruhestand abgeschoben hatten, wurde im Alter von zweiundsiebzig Jahren erschossen, weil er an der Verschwörung des 20. Juli 1944 beteiligt war. Daß Karl d'Ester, in diesem Fall unbeirrt vom politischen Zwang, ihm bei seiner Zwangspensionierung einen freundlichen – und in damaliger Zeit gefährlichen – öffentlichen Gruß widmete, zeigt die Ambivalenz der Situation. Keiner, der in diesen Zeiten im Amt bleiben wollte, kam schuldlos durch. Aber es gab gewaltige Unterschiede in der Art der Reaktion auf das Verbrecher-Regime. d'Ester hat sich auf historische Forschungen zurückgezogen. Andere lebten sich ein; die wechselnden, zuerst demokratischen, dann nationalsozialistischen, später wieder demokratischen Vorworte zu Dovifats »Zeitungslehre« dienten uns schon als Studenten als Anschauungsmaterial für die Frage, wie man verführt und gleichzeitig benutzt werden konnte. Als wir Assistenten waren, wurden sie uns von protestierenden Studenten des Jahres 1967 als Beweis für die Korruption der gesamten Disziplin entgegengehalten. Das war falsch; falsch war aber auch der allzu vorsichtige Umgang mit der Wahrheit in den fünfziger Jahren. Wer übrigens geglaubt haben sollte, daß wir Probleme dieser Art mit dem Jahre 1945 endgültig hinter uns gebracht hätten, wird eines Besseren belehrt werden, wenn die ersten Studenten nach München kommen, die vorher in Leipzig studiert haben oder wenn wir Gespräche mit Fachkollegen führen, die im dortigen Lehrkörper ihre Funktionen hatten.

Wie sagte Ulrich Saxer? Wissenschaftsgeschichte sei ein »Auf- und Niedergang von Paradigmen« – in der Tat. Ich will dem Institut für Kommunikationswissenschaft (Zeitungswissenschaft) an der Universität München wünschen, daß die Paradigmenwechsel der Zukunft nicht von außen erzwungen werden, sondern sich aus dem Diskurs der Lehrenden und der Lernenden frei entwickeln können. Dazu besteht eine gute Chance, auch wenn die politischen Kontroversen des nächsten Jahrzehnts härter sein dürften als die des letzten, und wenn, wie man an der Geschichte der Disziplin ablesen kann, diese Kontroversen aus dem Fach nicht ferngehalten werden können, sondern verarbeitet werden müssen.

ANMERKUNGEN

Der Text ist mein Festvortrag anlässlich der Feier zum 65jährigen Bestehen des Instituts für Kommunikationswissenschaft (Zeitungswissenschaft) an der Universität München am 15. Februar 1990.

- 1 Ulrich Saxer: Grenzen der Publizistikwissenschaft. In: »Publizistik«, 25. Jg. 1980/Heft 4, S. 525.
- 2 Franz Ronneberger: Zur Lage der Publizistikwissenschaft – Ein Essay. In: Gertraude Steindl (Hrsg.): Publizistik aus Profession. Festschrift für Johannes Binkowski. Düsseldorf 1978, S. 15.
- 3 Ulrich Saxer: a. a. O., S. 533.
- 4 Manfred Rühl: Kommunikationswissenschaft zwischen Wunsch und Machbarkeit. In: »Publizistik«, 30. Jg. 1985/Heft 2–3, S. 241.
- 5 Hans Traub: Grundbegriffe des Zeitungswesens. Stuttgart 1933.
- 6 Bernhard Bolzano: Wissenschaftslehre. Zit. nach Otto Groth: Die unerkannte Kulturmacht. Bd. 1. Berlin 1960, S. 4.
- 7 Otto Groth: Die unerkannte Kulturmacht, a. a. O., S. 4.
- 8 vgl. Hans Wagners Analyse von d'Esters »Zeitungsbaum« in: Hans Wagner: Kommunikationswissenschaft (Zeitungswissenschaft). München ¹1989, S. 92.
- 9 Emil Dovifat: Zeitungslehre I. Berlin ³1955, S. 22.
- 10 Elisabeth Noelle-Neumann: Publizistik- und Kommunikationswissenschaft: ein Wissenschaftsbereich oder ein Themenkatalog? In: »Publizistik«, 20. Jg. 1975/Heft 3, S. 744.
- 11 ebenda, S. 745.
- 12 z. B. Joachim Kirchner: Die Grundlagen des deutschen Zeitschriftenwesens. Leipzig 1928; Herbert Stolzenberg: Über die journalistische Darstellung oppositioneller Elemente des gesellschaftlichen Zeitgesprächs im totalitären Staat. Phil. Diss., München 1957.
- 13 Irene Himburg-Krawehl: Marquisen, Literaten, Revolutionäre – Zeitkommunikation im französischen Salon des 18. Jahrhunderts. Osnabrück 1970.
- 14 z. B.: Bernd-Maria Aswerus: Typische Phasen gesellschaftlicher Kommunikation. In: »Publizistik«, 5. Jg. 1960/Heft 1, S. 5ff.; Bernd-Maria Aswerus: Zur Logik des Bezugsmodells der als Wissenschaft von der gesellschaftlichen Kommunikation betriebenen Zeitungswissenschaft. In: »Publizistik«, 6. Jg. 1961/Heft 2, S. 85 ff.
- 15 vgl. z. B. den brillanten Aufsatz »Publizistik und Kommunikation«. In: »Publizistik«, 8. Jg. 1963/Heft 5, S. 562ff.
- 16 vgl. zur »Schulbildung« Hans Wagner: a. a. O., S. 117 ff. Hier auch Angaben zu Riepl, Groth, Braun u. a.
- 17 Franz Ronneberger: a. a. O., S. 19.
- 18 ebenda, S. 17.
- 19 Arnulf Kutsch: Die Emigration der deutschen Zeitungswissenschaft ab 1933. In: »Medien. Forum für historische Kommunikationsforschung und Zeit«, Jg. 1988/Heft 1, S. 10.
- 20 vgl. Jürgen Wilke: Im Dienst von Pressefreiheit und Rundfunkordnung. Zur Erinnerung an Kurt Häntzschel aus Anlaß seines hundertsten Geburtstages. In: »Publizistik«, 34. Jg. 1989/Heft 1–2, S. 7–28, und Jürgen Wilke: Bibliographie Kurt Häntzschel (1912–1933). In: »Publizistik«, 34. Jg. 1989/Heft 1–2, S. 190–194.